

BASILIUS J. GROEN

## Die eine Sonntagseucharistie<sup>1</sup> und die pluriforme Gemeinde

*Der Autor ist Professor für Liturgiewissenschaft, christliche Kunst und Hymnologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz. Er wirkte in Amsterdam als Assistent bei Hansjörg Auf der Maur und ist Begründer eines ostkirchlichen Instituts in den Niederlanden. Zurzeit Vizedekan seiner Fakultät, ist er zugleich als Sprecher der Österreichsektion der AKL (Arbeitsgemeinschaft kath. Liturgiewissenschaftler) und führend in der Grazer Sektion der renommierten Stiftung »Pro Oriente« tätig. Er ist Mitglied der Liturgiewissenschaftlichen Gesellschaft Klosterneuburg (Ed.).*

### I. EINFÜHRUNG

Zweifelsohne ist die Feier der Sonntagseucharistie das Herz der christlichen Liturgie, ja sogar Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens. Christen und Christinnen kommen vorzugsweise am »Tag des Herrn«, am Sonntag, zusammen, um das Schriftwort der Befreiung und Versöhnung zu erfahren und die vom Heiligen Geist verwandelten Speisen von Brot und Wein rituell miteinander zu teilen, Leib und Blut Christi zu feiern, ja selber zu werden. Die Feiargestalt der Eucharistie hat sich jedoch im Lauf der Kirchengeschichte oft verändert. Die fast zweitausendjährige Geschichte der Eucharistiefeier zeigt ein interessantes Paradox. Einerseits unterlag die Feiargestalt großen Veränderungen: vom paulinischen Herrenmahl, das gleichzeitig ein Sättigungsmahl war, bis zur heutigen eindrucksvollen ostkirchlichen Göttlichen Liturgie, in der jedoch die meisten Teilnehmenden nicht kommunizieren; von der in Westeuropa so sehr bewunderten und nachgeahmten stadtrömischen

<sup>1</sup> Der folgende Beitrag ist die Druckfassung eines Referates vom 14. Oktober 2006 anlässlich des Liturgiefachtages der Erzdiözese Wien für das Vikariat Wien-Stadt im Stift Klosterneuburg.

Liturgie über die spätere, nur vom Priester gelesene Privatmesse bis zur von der Liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts und vom Zweiten Vatikanischen Konzil erneuerten katholischen Gemeindevorlesung; und vom reformatorischen Predigtgottesdienst mit dem Einsetzungsbericht und dem Kommunionempfang als eine Art selten stattfindender Annex bis zur erneuerten evangelischen Agenda mit regelmäßiger Abendmahlsfeier, bis zum modernen Feierabendmahl, wo Kommunionempfang selbstverständlich und mit einer Agape verbunden ist, oder bis zur heutigen evangelischen Thomasmesse für sogenannte »Rand-Christen« mit freier Gestaltung.

Andererseits weist die eucharistische Feiervorgestalt eine erstaunliche Kontinuität auf: Bereits bei Justin dem Märtyrer, also etwa in der Mitte des 2. Jahrhunderts, finden wir die folgende Struktur vor: Lesungen, Predigt, Fürbitten, Gabendarbringung, Großes Dankgebet, Kommunion und Kollekte. Die Grundstrukturen von Wort- und Tischgottesdienst in einer und derselben Feier haben sich bewährt und sind in den meisten christlichen Kirchen klar wiederzuerkennen. Auch die Theologie der Eucharistie zeigt sowohl Kontinuität als auch unterschiedliche Akzente. Von der Betonung des in der Apostelgeschichte bezeugten gemeinsamen »Brechen des Brotes« über den zunehmenden Stellenwert des Opfergedankens – der Priester allein genügte, um das Opfer Christi zu vollziehen – bis zur Wiederentdeckung der Gemeinschaftsdimension (*Synaxis*) sowie des epikletischen Aspektes, also der Einsicht, dass es der Heilige Geist ist, der die Gaben und uns wandelt, der uns vereint.

Nicht nur die Feiervorgestalt und ihre Theologie, sondern auch die Zeit – im Konkreten: der Sonntag – unterlag enormen Veränderungen. In den ersten Jahrhunderten war der Sonntag ein Arbeitstag. Erst unter Kaiser Konstantin im Jahr 321 wurde er zum Feiertag, an dem nicht gearbeitet wurde. Heutzutage hat sich der Charakter des Sonntags erneut verändert. Die meisten Menschen, einschließlich vieler Christen und Christinnen, erleben den Sonntag kaum noch als den »ersten Tag der Woche«, geschweige als »Tag des Herrn«, »Tag der Auferstehung«, sondern als den »letzten Tag der Woche«, Teil des »Wochenendes«, Zeit für Wochenend-Erholung, Sport, Familienbesuch oder für Weiterarbeiten. In der steirischen Landeshauptstadt Graz nehmen durchschnittlich etwa 6 % der getauften Katholiken am Sonntagsgottesdienst teil, für die ganze Steiermark liegt dies bei un-

gefähr 12 %. Das heißt, dass die übergroße Mehrheit der getauften Katholiken nicht wöchentlich am liturgischen Höhepunkt teilnimmt. Gleichzeitig werden zurzeit – nicht nur seitens der katholischen Kirchenführung – Zeichen gesetzt, den Charakter des Sonntags als des religiösen Fest- und Ruhetags *par excellence* zu bewahren.

Hier beschäftigen wir uns mit der Pluriformität der Pfarre und der Eucharistiefeier. Dazu möchte ich in mehreren Arbeitsschritten vorgehen. Weil die Eucharistie als Feier des Lebens und der Gottesdienst als Begegnung mit dem Heiligen eine aktive Teilnahme voraussetzt und die »volle, bewusste und tätige Teilnahme« aller an der Liturgie Beteiligten ein Hauptanliegen der Liturgieerneuerung des Zweiten Vatikanischen Konzils ist, werde ich in einem ersten Schritt dieses Anliegen kurz in Erinnerung rufen. Danach wende ich mich der heutigen liturgischen Landschaft zu und untersuche neue Herausforderungen für die Eucharistie als Feier des Lebens sowie für das Anliegen der aktiven Teilnahme. Ich werde ebenfalls auf die große Differenzierung eingehen, die ein bedeutendes Merkmal unserer Zeit ist. Weil in vielen Pfarren am Sonntag statt der Eucharistie eine Wort-Gottes-Feier stattfindet, bespreche ich auch diese Feierform. Zum Schluss werde ich noch einige bedeutende Qualitäten und Desiderata der Sonntageucharistie erwähnen.

## II. TÄTIGE TEILNAHME GEMÄSS DER LITURGIEKONSTITUTION

Bekanntlich spricht die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium*, die sich Reform und Erneuerung sowie Vertiefung des christlichen Lebens, Förderung der Einheit aller Christen und Evangelisierung zum Ziel setzt, wiederholt von der tätigen Teilnahme. Sie spielt sich auf mehreren Ebenen ab. Am meisten fallen natürlich die Aussagen über die Gläubigen auf. Nach einer jahrhundertelangen Tradition, die – besonders während des 2. Jahrtausends – fast ausschließlich das liturgische Handeln des Klerus hervorhob, war es höchste Zeit, die Rolle des außer Blick geratenen Volkes und den Gemeinschaftscharakter der Liturgie neu zu betonen, also das Gleichgewicht innerhalb der Kirche wieder herzustellen. Die Liturgie ist keine Privatsache, die Eucharistie ist nicht zunächst die Privatmesse, sondern

eine gemeinschaftliche Feier der Kirche, das »Sakrament der Einheit« des Volkes Gottes unter dem Bischof (SC 26). Das christliche Volk hat als »ausgewähltes Geschlecht, königliche Priesterschaft, heiliger Stamm ...« (2 Petr 2,9), kraft seiner Taufe, das Recht und die Pflicht zu dieser tätigen Teilnahme (SC 14). Aber nicht nur das sogenannte Volk, sondern auch die Priester und die anderen liturgischen Funktionäre, wie die Diakone, Akolythen, Lektoren und Sänger, werden zu einem bewussten liturgischen Handeln aufgefordert.

Die Teilnahme ist natürlich nicht auf die Menschen beschränkt. Es ist ja Christus selbst, der zelebriert. Wenn die Kirche singt und betet, ist Er da. Wenn das Wort Gottes gelesen wird und wenn die Sakramente gefeiert werden, ist Er anwesend. Am Höhepunkt der Liturgie, nämlich in der Eucharistie, ist Er außerdem in den Gaben sowie in der Person des Priester-Vorstehers anwesend (SC 7). Das Handeln des Priesters *in persona Christi* steht übrigens nicht für sich allein, sondern der Priester spricht die Gebete im Namen des ganzen Volkes (SC 33), und wenn durch seine Hände die eucharistischen Gaben dargebracht werden, bringen die Gläubigen sie gleichzeitig mit ihm dar und lernen so, sich selbst darzubringen (SC 48). In der tätigen Teilnahme sind Mensch und Gott aufeinander bezogen. In der Sprache des Konzils: Gott wird verherrlicht und die Menschen werden geheiligt. Die Kirche feiert nicht sich selbst, sondern das Pascha des Herrn, das Mysterium des Lebens, Todes und der Auferstehung Jesu Christi.

Die Konstitution nennt sowohl die innere als auch die äußere Teilnahme (SC 19). Beide sind wichtig und gehören zusammen. Hingabe an Gott einerseits und Mitsingen und Mitbeten andererseits sind untrennbar. Weiters ist die tätige Teilnahme nicht für alle Teilnehmenden die gleiche. Alter, Lebensumstände und religiöse Entwicklung müssen berücksichtigt werden (SC 19). Die Konstitution spricht ebenfalls von der Möglichkeit zu Anpassungen an die Eigenart unterschiedlicher Orte und Völker (im Besonderen SC 37–40). Es handelt sich hier um Stellen, auf welche sich gerne Plädoyers für die Inkulturierung der Liturgie berufen.

Die in der Liturgiekonstitution angekündigten Reformschritte sowie die später in den revidierten liturgischen Büchern konkretisierten Veränderungen von Texten und Rubriken waren sehr groß. Während früher der Priester am Hochaltar mit dem Rücken zum Volk ge-

wandt die Messe lateinisch »las«, wobei er gut auf die Rubriken achtete und das Volk, wenn überhaupt anwesend, sich weit weg vom Altar befand, zusah, zuhörte, Lieder sang, den Rosenkranz betete oder Andachten verrichtete, feierte nun der Priester-Vorsteher mit dem Antlitz zum Volk gewandt an einem neu errichteten freistehenden Altar. Außer dem Priester gab es nun noch andere liturgische Funktionäre, wie z. B. den Lektor bzw. die Lektorin und die Kommunionausteilenden. Zudem war vor der Reform der Verkündigungsteil der Messe eigentlich nur »Vormesse« und die Teilnahme daran für das Volk nicht unbedingt erforderlich: Damit die Messe gültig war, brauchte man erst ab dem Offertorium dabei sein. Nun wurde erheblich mehr aus der Bibel gelesen. Während das Römische Messbuch von Trient einen einjährigen Zyklus mit jeweils zwei Lesungen, meistens nur aus dem Neuen Testament, kannte, gibt es nun einen dreijährigen Zyklus für die Sonn- und Festtage und einen zweijährigen Zyklus für die Wochentage, mit vielen alttestamentlichen Abschnitten. Weiters wurde auch die Predigt als ein wichtiges liturgisches Element eingestuft. Zudem wurde nun die Rolle des Volkes viel stärker ausgeprägt durch Akklamationen, durch die im tatsächlichen Verlauf der Feier integrierten Gesänge, durch Antworten zu den Gebeten und den aufs Neue entdeckten Fürbitten, durch den Friedensgruß. Außerdem ging es darum, dass die Kernsymbole der Feier klarer erkennbar wurden. Die Veränderungen kamen auch in einer neuen Kirchenarchitektur zum Ausdruck. Die Volkssprache fand Eingang in die Liturgie, und zwar in einem viel stärkeren Maße, als vom Zweiten Vatikanum vorgesehen war.

Insgesamt wurden die Reformen von den meisten Katholiken als eine wesentliche Verbesserung betrachtet. Die Behauptungen einiger Einzelgänger heutzutage, dass die meisten Katholiken mit der tridentinischen Messe zufrieden waren und dass die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums eine große »Katastrophe« sei, treffen einfach nicht zu. Die wenigen Personen, die solches behaupten, idealisieren die Vergangenheit, ohne sie wirklich zu kennen. Sie übersehen ebenfalls, dass die in der Liturgiekonstitution angekündigten Erneuerungen von fast allen Konzilsvätern befürwortet wurden.

Allerdings muss vieles noch in die Praxis umgesetzt werden. So kann man in Österreich wahrnehmen, dass zum Beispiel die Kelchkommunion in den meisten Gemeinden kaum stattfindet, das Stundenge-

bet in den Gemeinden wenig praktiziert wird und nichteucharistische Gottesdienste im Allgemeinen wenig gefeiert werden, weil alles sich um die Messe dreht.

### III. NEUE HERAUSFORDERUNGEN

In einem nächsten Schritt möchte ich nun auf einige neue Probleme und Herausforderungen in Bezug auf die Eucharistiefeyer eingehen. Zum Gelingen heutiger Liturgie als eines echten Orts der Begegnung und der Gemeinschaft aller mit Gott, Jesus Christus und miteinander sind sie hier jedoch klar zu nennen.<sup>2</sup>

Bekanntlich hat in Westeuropa während der vierzig Jahre, die nach dem Konzil verstrichen sind, die Teilnahme an kirchlichen Gottesdiensten erheblich abgenommen. Dies trifft vor allem für den Sonntag und die Feste im Lauf des Kirchenjahres zu. Vielleicht halten sich Weihnachten und Allerheiligen/Allerseelen noch am besten. An der Osternacht dagegen, die theologisch betrachtet den wichtigsten Zeitpunkt des Kirchenjahres darstellt, nehmen viel weniger Menschen teil. In der Steiermark stellt die Osterspeisensegnung am Karsamstag – dort oft »Fleischweihe« genannt – ein äußerst beliebtes Ritual dar, an dem sich sehr viele Menschen beteiligen. Für diese Menschen ist die »Fleischweihe« die Osterfeier schlechthin. Die meisten Katholiken sind »Festchristen« geworden, das heißt: Sie besuchen die Kirche nur noch anlässlich bestimmter Feste, im Besonderen Taufe, Erstkommunion, Firmung, Trauung und Bestattung. In diesem Kontext spricht man gelegentlich etwas humoristisch von »Vierräder-Christen«: Für die Taufe werden sie in einem Auto zur Kirche gefahren, für die Trauung fahren sie wiederum in einem Auto zum Gotteshaus und für ihre Bestattung werden sie notwendigerweise nochmals auf vier Rädern in die Kirche hineingebracht. Diese Feiern dienen für die meisten daran Teilnehmenden heutzutage an erster Stelle als Lebensrituale, *rites de passage*. Oft geht es darum, die eigenen Lebenssituationen zu feiern. Das ist an sich legitim, aber einseitig, wenn es dabei bleibt. Viele Teilnehmenden erfahren jedoch kaum, dass es sich auch um Sakramente und Sakramentalien zum

<sup>2</sup> Vgl. B. Groen, Einige Aspekte der heutigen »tätigen Teilnahme«, in: *HID* 58 (2004) 288–302.

Eintritt in das Mysterium Jesu Christi und seiner Kirche handelt. Das heißt auch: Sie erfahren kaum, dass es nicht nur darum geht, das eigene Leben zu feiern, sondern auch darum, die Stimme des zum Exodus und Aufbruch rufenden Gottes zu hören.

Österreichische Tageszeitungen und die »Zeit im Bild« berichten regelmäßig, die Zahl der praktizierenden Katholiken in Österreich gehe ständig zurück. Dabei stützt man sich sowohl auf Umfragen von Meinungsforschungsinstituten als auch auf die Zahlen der Kirchenstatistik. Obwohl die Feststellung, die Zahl der »praktizierenden« Katholiken in Österreich werde immer geringer, an sich richtig ist, sollte der Wert solcher Zahlen dennoch kritisch beurteilt werden. Man muss sich prinzipiell fragen, ob Religiosität überhaupt damit gemessen werden kann. Einerseits muss darauf hingewiesen werden, dass die religiösen Gefühle von Kirchgängern recht unterschiedlich sind. Sie schwanken zwischen feurigem Eifer und bloßer Routine. Der Teilnahmegrad der Anwesenden ist recht unterschiedlich. Gleichzeitig mit der Abnahme der Zahl der »Kirchenbesuchenden« muss man die Zunahme der Zahl der Ehrenamtlichen feststellen. Neben der (schon älteren) Tatsache, dass wir in den meisten Pfarrgemeinden begeisterten Chören begegnen, gibt es das (neuere) Phänomen, dass eine große Anzahl von Laien, meistens Frauen, in Liturgiekreisen an der Vorbereitung und Ausführung der Gottesdienste beteiligt ist, in Caritasgruppen mitmacht, Katechese und vieles mehr durchführt. Dieser eindrucksvolle Einsatz von Freiwilligen hat das Bild der Kirche verändert. Ohne den Einsatz dieser Laien könnten viele Pfarren nur schwer überleben.

Andererseits gibt es auch Gläubige, die kaum je in ein Kirchengebäude hineingehen. Sie setzen sich zum Beispiel stark für die Caritas ein, aber die Gottesdienste empfinden sie als fad, und sie vermeiden diese eher. Zudem sind für immer mehr Westeuropäer Religiosität und Kircheng Zugehörigkeit zwei unterschiedliche Dinge; sie erfahren die göttliche Welt, die Begegnung mit dem Transzendenten, das »Mystische« außerhalb der traditionellen Kirchen. Oder sie lassen sich in einem nichtkirchlichen Kontext von Jesus inspirieren. Ja, es ist so: Das Religiöse außerhalb der Kirche blüht. Die Kirche verliert immer mehr das Monopol auf die Gestaltung religiöser Ritualität. Sie ist nur eine der Anbieterinnen auf dem Ritenmarkt und muss mit starker Konkurrenz rechnen. Das bedeutet ebenfalls, dass Kunden,

die sich am Ritenmarkt orientieren, sich überlegen, welches Produkt für sie am besten passt, am vorteilhaftesten ist. Es gibt heutzutage eine Blüte der Rituale, vor allem der nichtkirchlichen Rituale. Bei der standesamtlichen Trauung zum Beispiel schätzen viele Paare es, wenn Beamte einen Talar tragen, eine Ansprache wie eine Predigt halten. Der Austausch der Ringe und die Hochzeitstorte spielen heute eine wichtigere Rolle als in den rituell kahlen 70er Jahren. Auch die nichtkirchliche Bestattung ist heute rituell viel reicher als vor einem Jahrzehnt.

In Bezug auf die Teilnahme an der Liturgie muss man noch in einer anderen Hinsicht nuancieren. Wie gesagt, räumt bereits das Konzil ein, dass die tätige Partizipation nicht für alle Teilnehmenden die gleiche ist. Längst nicht alle katholischen Christen und Christinnen wünschen sich eine volle, bewusste und aktive Teilnahme. Soziologisch betrachtet, muss man feststellen, dass nur eine Minderheit der Christen und Christinnen sich aktiv im kirchlichen und liturgischen Leben engagieren möchte.<sup>3</sup> Es betrifft hier vor allem Frauen und die soziale Mittelklasse, Jugendliche und die gesellschaftlich Marginalisierten am wenigsten: Jugendliche haben meistens andere Prioritäten und für diejenigen in sozialen Randsituationen ist die Partizipation nicht mehr relevant. Die Minderheit, die sich aktiv engagiert, muss dazu jedoch ausgebildet werden und sie muss Zeit und Energie investieren: Partizipation ohne Kompetenz und Einsatz ist sinnlos. Die Belohnung guter Partizipation ist für die Psyche groß, sie fördert die *corporate identity*, also die Identifikation mit der Einrichtung, zu der man gehört, und bewirkt ein starkes Verbundensein. Wenn jedoch diese Partizipation von den Behörden der Einrichtung behindert wird, drohen Apathie und Austritt. Aktive Teilnahme forciert aber die Entwicklung und das Vorankommen der Einrichtung. Eine andere Minderheit möchte sich ausdrücklich nur der Autorität der Behörden unterwerfen. Diese Gruppe will überhaupt keine Veränderungen – schon gar keine liturgischen – und desavouiert sogar die eigenen Kirchenführer, wenn diese solche vornehmen. Die große

---

<sup>3</sup> Ich stütze mich auf eine Analyse der belgischen Religionssoziologin: L. Voyé, *Le concept de participation en sociologie et les attentes à l'égard des pratiques rituelles*, in: J. Lamberts (Hg.), *The Active Participation Revisited. La participation active 100 ans après Pie X et 40 ans après Vatican II* (TEL – Studies in Liturgy 1), Löwen 2004, 83–97.

Mehrheit befindet sich in der Mitte und wartet passiv ab, wie die Kirche sich entwickelt. Sie konsumiert die Riten und wird böse, wenn Pfarrer Bedingungen zur Teilnahme stellen, zum Beispiel, wenn bei der Taufe eines neugeborenen Kindes verlangt wird, dass die Eltern regelmäßig in die Kirche gehen. Die Kirche soll ihrer Ansicht nach öffentliche Dienste liefern. Schöne, ästhetisch verantwortete und gleichzeitig emotionell befriedigende Gottesdienste soll die Kirche anbieten. Und – paradoxerweise – Gottesdienste, die sowohl persönlich sind als auch nach einem gleichen Muster ablaufen. Diese Gruppe bedient sich der kirchlichen Feiern an für sie wichtigen Lebensmomenten, aber sie deutet dieses eigene Leben selbst kaum noch aus der Perspektive des Christentums, der Bibel, der Geschichte Jesu. Man sollte dennoch diese Gruppe nicht missachten. Sie will immerhin zur Kirche gehören. Ist die Kirche nur die Kirche der Engagierten oder schließt sie auch die »Laien«, die Masse ein? Aber ich wiederhole: Für die Zukunft einer lebendigen Kirche, für ihre notwendige Weiterentwicklung, für ihr Aufgeschlossen-Sein für die Zeichen der Zeit, ist die Minderheit, die sich aktiv beteiligen möchte, äußerst wichtig.

Einige weitere Umbruchspunkte: Erstens hat sich die Stellung der sogenannten »Laien« geändert. Sie sind sich ihrer Position in der Kirche als wesentlicher Teil der Kirche bewusster geworden. Die tätige Teilnahme der Laien am Gottesdienst dürfte zu diesem gesteigerten Bewusstsein beigetragen haben. Hier spielt auch das postkonziliare Phänomen der Pastoralassistenten und -assistentinnen eine Rolle. Es handelt sich hier um hoch ausgebildete Funktionäre, deren Position in der Liturgie jedoch oft unklar und umstritten ist. Man denke beispielsweise an die Laienpredigt und die diesbezügliche Debatte in der Schweiz. Eng mit diesen Fragen verbunden ist das Verhältnis zwischen dem heutigen Priestermangel und dem Vorsitz der Eucharistie. Soll man kontinuierlich Pfarren zusammenlegen, um dieses Problem zu lösen? Wie steht es mit der Eucharistiefeier in den priesterlosen Gemeinden? Es ist klar, dass diese Fragen nicht von der Liturgiewissenschaft allein gelöst werden können, sondern dass hier die Zusammenarbeit aller theologischer Disziplinen erforderlich ist, ja, dass das Lehramt der Kirchenführung und das der universitären Theologie eng zusammenarbeiten. Das Zweite Vatikanische Konzil war ja auch gerade deswegen ein Erfolg, weil damals Bischöfe und Spitzentheologen eng zusammenarbeiteten.

Weiters hat sich die Stellung der Frau in Westeuropa seit dem Zweiten Vatikanum grundsätzlich geändert. Die Frauenemanzipation hat gewiss Folgen für Kirche und Liturgie, die jedoch noch kaum zufriedenstellend reflektiert und umgesetzt wurden. Liturgie ist noch oft nur Männersache.

Aus religionssoziologischen Untersuchungen der Situation am Ende des 2. und am Anfang des 3. Jahrtausends, wie z. B. der Sociovision Sinus-Studie, ergibt sich, dass in den katholischen Pfarren die bürgerlichen, traditionellen und konservativen Milieus stark und die anderen gesellschaftlichen Milieus sehr schwach oder nicht mehr vertreten sind. Diese bezüglich der Präsenz der Kirche in der heutigen Gesellschaft peinliche Erkenntnis sollte nicht zur Resignation führen, sondern zu selbstkritischen Überlegungen, wie die Botschaft des Evangeliums, in dessen Dienst die Kirche steht, der Welt klargemacht werden kann und wie die Kirche ihre sakramentale Verkündigung in neuen, für sie augenscheinlich ungünstigen Umständen deutlich erkennbar und annehmbar machen kann.<sup>4</sup>

In der Debatte über die Abnahme der Kirchenmitglieder muss man ein Phänomen berücksichtigen, das die gesamte heutige westeuropäische Gesellschaft betrifft, nämlich die Tatsache, dass da nicht nur die Großkirchen einen Mitgliederverlust erleiden, sondern auch große politische Parteien und Gewerkschaften davon betroffen sind und dass – vor allem in den Großstädten, weniger auf dem Lande – auch Vereine und Sportverbände Mitglieder verlieren. Tageszeitungen und Zeitschriften haben immer weniger Dauerabonnenten und -abonnentinnen, der Verkauf von Einzelnummern in Geschäften und auf der Straße wird immer wichtiger. Darum müssen diese Einzelnummern interessant aussehen, es müssen immer wieder neue Punkte verbucht werden. Für das Fernsehen gilt Ähnliches: Die Programme müssen möglichst attraktiv gestaltet werden, sonst schalten die Zuschauenden mit ihrer Fernbedienung um, um zu sehen, was auf den anderen Kanälen läuft. Viele Leute möchten sich nicht binden. Dies alles ist ein Symptom der heutigen Individualisierung, Pluralisierung und Detraditionalisierung.

---

<sup>4</sup> Vgl. R. Bucher, Die Provokation annehmen: Welche Konsequenzen sind aus der Sinusstudie zu ziehen?, in: HerKorr 60 (2006) 450–454.

Mit dieser Relativierung meine ich nicht, dass es keine internen rituell-liturgischen Ursachen für die schwindende Teilnahme am kirchlichen Ritual gibt. Die gibt es gewiss, wie z. B. die Klagen mehrerer TheologInnen und LiturgiewissenschaftlerInnen – stellvertretend für viele »einfache« katholische Christen und Christinnen – über die ihrer Meinung nach abgehobene, zeitlose, nicht inklusive und überholte Liturgiesprache zeigen. Die Gottesdienste in unseren Pfarren werden leider nicht selten als fad, langweilig empfunden. Auch viele nichtsprachliche Symbole werden oft nicht verstanden, weder von Erwachsenen noch von Jugendlichen. Viele von ihnen wissen im Allgemeinen kaum noch, was Glaube und Liturgie bedeuten. Ob die Situation früher besser war, ist zweifelhaft. Es gab nämlich auch mehr soziale Kontrolle und stärkeren gesellschaftlichen Druck, in die Kirche zu gehen. Außerdem spielten früher auch andere Faktoren eine nicht unwichtige Rolle: Der Kirchgang diente zum Beispiel auch als eine Art Heiratsmarkt und stellte überhaupt ein zentrales Forum öffentlicher Kommunikation dar.

Die Feststellung, dass die Teilnahme an kirchlichen Gottesdiensten heutzutage abnimmt, ist also richtig. Wir erleben den Abschied vom traditionellen massiven Volkskatholizismus. Wir erleben Sterbe- und Trauerprozesse. Für viele Ordensleute ist es eine schmerzliche Erfahrung, dass sie mit immer weniger Mitbrüdern oder Mitschwestern in der Kapelle Eucharistie feiern. Viele gläubige Eltern, die ihre Kinder religiös erzogen haben, schmerzt es, wenn sie bemerken, dass ihre Kinder oft nichts mehr von der Kirche halten. Diese Eltern fühlen sich oft schuldig: »Was haben wir bloß falsch gemacht?« Aber sie können nichts dafür. Diese Prozesse sind größer als sie.

Gleichzeitig muss man jedoch die Frage stellen, ob diese Sterbeprozesse wirklich so schlimm sind. Sie können auch den Vorteil haben, dass überflüssige und mit dem Evangelium vielleicht nicht in Einklang stehende Sachen absterben können. Ich hörte den Innsbrucker Pastoraltheologen Franz Weber im Februar 2004 in einem Vortrag sagen: »Was in der Kirche nicht am Leben ist, bleibt jetzt nicht am Leben.«

#### IV. DIFFERENZIERUNG

Nicht nur in Kirchengebäuden, sondern auch an anderen Orten wird Eucharistie gefeiert. Diese sind im Besonderen Krankenhäuser, Seniorenheime, Pflegeheime, Schulen ... Immer wichtiger werden die wöchentlichen Sonntagsfernseh- und Radiogottesdienste. Die Radio- und Fernsehgemeinde besteht vor allem aus Senioren, Kranken und Behinderten, die sonntäglich den ZDF- oder ORF-Gottesdienst verfolgen. Diese Gemeinde ist nicht klein und ziemlich konstant. Zudem verfolgt eine Gruppe, die vor allem aus Senioren (wiederum) und anderen kirchlich Engagierten besteht, die Papstgottesdienste, die aus Rom oder einem anderen Ort, wo der Papst sich gerade befindet, ausgestrahlt werden. Bei besonderen Anlässen, wie z. B. bei Trauungen oder Bestattungen Prominenter – man könnte hier an die Beerdigung von Kardinal Franz König, Bundespräsident Thomas Klestil oder Papst Johannes Paul II. denken –, ist die Fernsehgemeinde enorm. Ein Paradox bei solchen Fernsehgottesdiensten ist, dass es einerseits einen großen Abstand gibt, weil die Zuschauenden nicht bei der Feier anwesend sind, sondern auf ihrem eigenen Sofa zu Hause sitzen, und dass andererseits viele von ihnen eine enorme Verbundenheit mit der verstorbenen Person empfinden, die sie auf diese Weise während seines oder ihres Lebens nicht empfunden haben. Das Fernsehen – vor allem eine geschickte Kameraführung und eine kluge Regie – verstärkt die Gefühle der Zuschauenden und kanalisiert diese gleichzeitig, indem es Verbundenheit kreiert. Ein Nebeneffekt solcher eindrucksvollen Medienübertragungen ist übrigens, dass »normale« Sonntagsgottesdienste daneben verblassen: Einige erwarten, dass diese ebenso bewegend und berührend sind, und sie sind enttäuscht, wenn das nicht der Fall ist.

Es sind übrigens nicht nur die Fernsehübertragungen von Gottesdiensten, die das Empfinden vieler Menschen kanalisieren können, sondern auch die Welt des »Medienreligiösen« im Allgemeinen besitzt eine fast religiöse Struktur. Man denke hier vor allem an Heils- und Unheilsversprechen in der Werbung, an den rituellen Feiercharakter der Shows und an die Vorbildfunktion der in Talkshows dargestellten Biographien, die gelegentlich fast als Hagiographien wirken. Ja, die Programmstruktur des Fernsehens – zum Beispiel: Um 19.30 Uhr fängt die »Zeit im Bild« an, eine wichtige Markierung im

Tagesablauf – hat für viele Menschen die Funktion des Morgen- und des Abendlobes und der dreimal erklingenden Angelusglocke übernommen.

Es wird natürlich auch bei besonderen Gelegenheiten Eucharistie gefeiert, unter anderem bei speziellen Events, wie z. B. den Weltjugendtagen oder päpstlichen Auslandsreisen. Außerdem haben einige Gruppen ihre eigenen eucharistischen Zusammenkünfte: Man denke hier an die Zentren, wo die byzantinische oder die tridentinische lateinische Liturgie gefeiert wird, und an Gebetsgruppen, charismatische Gruppierungen und die sogenannten »neuen religiösen Bewegungen«, wie z. B. das Neokatechumenat. Es gibt auch liturgische Labors, in denen experimentiert wird: Ich nenne hier die ökumenischen »Thomasfeiern« für sogenannte »randkirchliche, zweifelnde und andere gute Christen«, weiters die Frauenliturgien, Taizé-Gottesdienste, Jugendgottesdienste im Allgemeinen und die Gottesdienste in einigen Klöstern und anderen Häusern, wie z. B. im »Haus der Stille« südöstlich von Graz.

Hier berühren wir den wichtigen Punkt der Differenzierung der Sonntagseucharistie je nach Gruppe. Die Erfahrungen und Sprachformen von Jugendlichen oder Frauen sind oft recht unterschiedlich und weichen vom offiziellen kirchlichen Sprachgebrauch ab. Es wird dennoch oft keine Rücksicht darauf genommen. Sie verdienen es allerdings, honoriert zu werden. Im Allgemeinen muss Liturgie inklusiv sein, darf das Sprechen von Gott zum Beispiel nicht nur einseitig maskulin sein. Sie darf weder andere christliche Gruppierungen noch den von Gott zuerst gerufenen Partner, das jüdische Volk, ausschließen. Es empfiehlt sich daher, im liturgischen Angebot stärker zu differenzieren. In Jugendgottesdiensten können die spezifischen Jugendanliegen besser zum Ausdruck kommen. Ein interessantes Beispiel dafür war die Feier zur Eröffnung der Jugendkirche in Wien im Oktober 2005. Die Gesänge und die Instrumentalmusik mit der Band *Find, Fight, Follow* spielten eine vorherrschende Rolle; Musik ist ja für Jugendliche äußerst wichtig. Der Kirchenraum, in dem die Eucharistie gefeiert wurde, war mit zahlreichen Lampen ausgestattet, und wie in einer Diskothek gab es grünen Nebel, Lichteffekte usw. So wurden viele menschliche Sinne angesprochen und es entstand ein lebhaftes Miteinander. Das Thema der Eucharistiefeier war »Gekommen um zu bleiben«. Dieses Thema wurde im Evangelium,

in der Predigt und in den Gesängen stark entwickelt. Der Hauptvorsteher der Feier war Kardinal Christoph Schönborn. Eine Besonderheit war, dass die Teilnehmenden während der Feier mit ihrem Handy ein SMS schicken konnten, in dem sie ihre Erwartungen und Hoffnungen bezüglich der Jugendkirche ausdrücken konnten. Auch die Vorsteher benutzten ihr Handy dazu. Meines Erachtens war diese Feier ein gelungenes Beispiel der liturgischen Inkulturierung in neue Formen und Gestalten.

Hinsichtlich der liturgischen Inkulturierung gibt es zwei Bewegungen. Die erste Bewegung ist, dass die christliche Liturgie sich von ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld beeinflussen lässt. Diese Öffnung bedeutet jedoch nicht, dass man unbedingt alles übernehmen muss. Es soll überprüft werden, was der christlichen Frohen Botschaft entspricht und was nicht. Daher besteht die zweite Bewegung der liturgischen Inkulturierung darin, eine kritische Funktion gegenüber dem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld auszuüben. Der Ausgangspunkt dieser Kritik ist im Besonderen die Exoduserfahrung Israels, also die Erfahrung des von Unterdrückung befreienden Gottes, sowie das Leben Jesu, das Paradox seines Todes und seiner Auferstehung und die Geistesgabe. Es ist jedoch ratsam, aus christlich-liturgischer Perspektive Neues nicht sofort abzulehnen, sondern sich zunächst möglichst weit für das Neue zu öffnen. Übrigens ist auch die klassische Eucharistiefeyer das Ergebnis der Inkulturierung des Christentums in früheren Jahrhunderten, z. B. in der Reichskirche im Römischen Reich während des 4. und 5. Jahrhunderts oder im Frankenreich während des Frühmittelalters. Liturgie ist immer in Bewegung, immer der Veränderung unterworfen.

Bistümer sollten sich dazu entschließen, dass in bestimmten Kirchen Gottesdienste in einer modernen Sprache, mit einer freieren Struktur als gewöhnlich, gefeiert werden. Sie sollten nicht nur die Feier der tridentinischen lateinischen Messe in bestimmten Kirchengebäuden genehmigen, sondern auch Gemeinden auf der anderen Seite des kirchlichen Spektrums den geeigneten Raum bieten. Die Erfahrung lehrt, dass Menschen, die am Rand oder außerhalb der Kirche stehen, Gottesdienste mit einer freien Struktur und einer modernen Sprache oft attraktiv finden. Gute Beispiele dafür sind die schon genannten »Thomasfeiern« und die im Erfurter Dom gefeierten Segnungsgot-

tesdienste für der Kirche Entfremdete und »Nicht-Glaubende«. Der sogenannte »Gottesdienst für Liebende« am Valentinstag zieht Paare der verschiedensten kirchlichen und nichtkirchlichen Schattierungen an. Es empfiehlt sich ebenfalls, neben der Eucharistie, weitere Gottesdienstformen zu fördern. Damit meine ich nicht nur das Stundengebet, das ja auch für die Pfarren gedacht ist, sondern bestimmte Andachten, in denen eine freiere Sprache möglich ist, und besondere Gottesdienste, wie zum Beispiel regelmäßig gefeierte Gottesdienste für Trauernde.

## V. WORT-GOTTES-FEIER

In vielen Pfarrgemeinden steht jedoch die Sonntagseucharistiefeyer als solche unter Druck. Weil es – vor allem auf dem Lande – nicht mehr so viele Priester gibt wie früher, werden immer weniger Sonntagsmessen gefeiert. Bald geschieht dies ohne große Probleme, bald lehnen Leute, die immer an einem bestimmten Zeitpunkt, z. B. morgens um 8.30 Uhr, in die Messe gingen, einen anderen Zeitpunkt ab und sie kommen einfach nicht mehr in die nun um 10.00 Uhr gefeierte Gemeindemesse. Ein wichtiger Vorteil der Zusammenlegung mehrerer Sonntagsmessen ist, dass wiederum das altkirchliche Prinzip der *einen* Sonntagsfeier möglich wird, wie dies bereits im 2. Jahrhundert Justin beschreibt: »Am Sonntag versammeln sich alle, die in der Stadt oder auf dem Land wohnen, an einem Ort.« Dies bringt allerdings nicht nur neue Chancen, sondern auch neue Probleme. Unterschiedliche Gruppen – Familien, Kleinkinder, Jugendliche, Senioren, »konservative« und »liberale« Katholiken usw. – sind nun in einer Feier versammelt. Den Erwartungen und religiösen Erfahrungen dieser sehr differenten Gruppierungen zu entsprechen, ist eine große Herausforderung bei der Feier der Geheimnisse Gottes.

Vielerorts wird am Sonntag jedoch gar nicht mehr Eucharistie gefeiert, sondern es findet eine Wort-Gottes-Feier statt. Es handelt sich hier um ein existentielles Thema. Einerseits beobachtet man, dass zahlreiche Priester am Samstagabend und am Sonntag mehreren Feiern vorstehen, um möglichst viele Pfarrgemeinden zu bedienen, auch wenn das für diese Priester nicht selten Stress verursacht. Andererseits wird in den priesterlosen Gemeinden nach guten Lösungen ge-

sucht und es werden Sonntagsgottesdienste ohne Priester gefeiert – bald mit Kommunionausteilung, bald ohne diese.

Die Feier von Sonntagsgottesdiensten ohne Priester ist durch den Priestermangel verursacht, beruht also auf einer pastoralen Krise. Eine Krise hat meistens zwei Seiten und kann sich in zwei Richtungen entwickeln, zum Guten und zum Schlechten. Diese Krise bietet uns zum Beispiel die Möglichkeit, neu nachzudenken über die Bedeutung der Liturgie, der Eucharistie, des Priestertums, der liturgischen Laiendienste usw., und vielleicht bietet sie uns so neue Einsichten.

Bereits das Zweite Vatikanum legt dar, dass es äußerst wichtig ist, dass »die Christgläubigen am Sonntag zusammenkommen, um das Wort Gottes zu hören und an der Eucharistie teilzunehmen ...« (SC 106). Wichtig ist hier, dass gesagt wird »zusammenkommen«, eine Grunddimension der Liturgie. Die Liturgiekonstitution spricht ebenfalls explizit über die »Wort-Gottes-Feier« (*sacra verbi Dei celebratio*) und sagt: »Zu fördern sind eigene Wort-Gottes-Feiern an den Vorabenden der höheren Feste, an Wochentagen im Advent oder in der Vierzigtagezeit sowie an den Sonn- und Feiertagen, besonders da, wo kein Priester zur Verfügung steht; in diesem Fall soll ein Diakon oder ein anderer Beauftragter des Bischofs die Feier leiten« (SC 35,4). Das Konzil empfiehlt einer Pfarrgemeinde also kein Ausweichen auf eine Messfeier in einer anderen Pfarre, sondern betont die eigene Pfarrliturgie, auch in der Form einer Wort-Gottes-Feier.

Angesichts der Präsenz Christi in seinem Wort ist es relevant, an einige weitere Aussagen des Zweiten Vatikanums zu erinnern. Die Liturgiekonstitution nennt als Weisen, wie Jesus in der Liturgie anwesend ist, nicht nur das Messopfer – wie oben bereits gesagt, nennt sie hier im Besonderen den Priester und die eucharistischen Gestalten – und die Sakramente, sondern auch die Schriftlesung sowie das Beten und Singen der Kirche: »Gegenwärtig ist Christus in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden. Gegenwärtig ist er schließlich, wenn die Kirche betet und singt, er, der versprochen hat: ›Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen‹ (Mt 18,20)« (SC 7). In der Dogmatischen Konstitution über die Göttliche Offenbarung lesen wir: »Die Kirche hat die Heiligen Schriften immer verehrt wie den Herrenleib selbst, weil sie, vor allem in der heiligen Liturgie,

vom Tisch des Wortes Gottes wie des Leibes Christi ohne Unterlass das Brot des Lebens nimmt und den Gläubigen reicht« (DV 21). Die Verehrung der Heiligen Schrift wird hier also bildhaft mit derjenigen der eucharistischen Gaben gleichgesetzt. Die Gemeinschaft, die im Vollzug der Schriftlesung zu Stande kommt, ist nicht weniger wert als diejenige, die bei der eucharistischen Kommunion entsteht.

Am besten wäre natürlich eine Eucharistiefeier. Die Sonntagseucharistie ist kaum ersetzbar, aber sie ist leider nicht immer möglich. Die Wort-Gottes-Feier ist die zweitbeste Lösung. Ich möchte dieses Wort »zweitbeste Lösung« betonen. Es wird oft gejammt, Wort-Gottes-Feiern würden nur als »Notlösung« betrachtet. Man kann es auch positiver sehen und dies in der Sprache ausdrücken.

Manche Priester und Laien behaupten, eine Wort-Gottes-Feier am Sonntag erfülle nicht die Sonntagspflicht, sie sei nicht gültig. Meines Erachtens sollte man hier nuancieren. Die Sonntagspflicht gipfelt in der sonntäglichen Eucharistiefeier. Sie gipfelt darin, das heißt nicht, dass sie sich darin erschöpft. Auch in der Wort-Gottes-Feier finden sich für das Zusammenkommen am Sonntag äußerst wichtige Elemente, wie zum Beispiel das gemeinsame Beten und Hören auf das Wort Gottes. Außerdem sollte man sich fragen, was der Begriff »Pflicht« bedeuten könnte. Sollten Christen und Christinnen nicht an erster Stelle in die Kirche gehen, weil sie es gerne tun, weil sie gemeinsam feiern wollen, und nicht an erster Stelle, weil sie es müssen? Etwas provozierend möchte ich den Vergleich mit den sogenannten Ehepflichten heranziehen. Geht es nicht darum, dass die Partner zusammen schlafen, weil es schön ist, weil diese zwei Menschen es gerne wollen, nicht weil es sein muss oder weil nur eine Person es will und das Gleiche vom Partner – meistens von der Partnerin – abverlangt?!

Viele Katholiken sind oft noch ängstlich: »Darf ich dies oder jenes?«, »Ist es nicht verboten?«, »Sind Sie sicher, dass es erlaubt ist?«, »Was wird die Nachbarin oder der Nachbar wohl sagen?«, »Was wird der Pfarrer wohl sagen?«, »Was wird der Bischof wohl sagen?«, »Was wird Rom wohl sagen?« oder »War diese Messe gültig?«, »Ist sie gültig, wenn wir dies oder jenes machen?«. Dieses Angstphänomen ist kein Privileg einer einzelnen Schicht innerhalb der Kirche. Laien fürchten sich oft, »da vorne« zu stehen, geschweige – zum Beispiel als Lektorin oder Lektor – ein liturgisches Kleid zu tragen. Sie haben

Angst vor dem Kommentar der Nachbarn: »Sie meint wohl, dass sie mehr als wir ist!«, »Er hält sich wohl für sehr wichtig.« Respekt vor den Nachbarn oder vor kirchlichen Behörden ist gewiss nicht überflüssig, aber Furcht und Ängstlichkeit sind bestimmt keine christlichen Tugenden. Jesus sagt so oft in den Evangelien: »Fürchte dich nicht!«

## VI. EINIGE BEDEUTENDE QUALITÄTEN UND DESIDERATA DER SONNTAGSEUCHARISTIE

Nun möchte ich auf einige bedeutende Qualitäten und Desiderata der Sonntageucharistie eingehen.

Wir kommen zusammen um eine Mitte. Diese Mitte ist Gott. Er ruft uns zusammen und macht uns zur Gemeinschaft. Dazu passt eine »orative« Haltung: ein auf Gott Ausgerichtet-Sein, sich in Seiner Anwesenheit zu wissen, das Empfinden, dass wir »in der Einheit des Heiligen Geistes« sind. In unserer Zeit ist es wichtig, dass man in einer konkreten Feier den geistlichen Hunger stillt, Heilung und Befreiung, Vertrauen und Hoffnung erfährt. Für viele Menschen dient Liturgie heutzutage vor allem der Selbst-Entdeckung und Begegnung mit anderen Menschen, und nur so kann sie für sie ein Weg zur Entdeckung des Gottesgeheimnisses werden. Man sucht also nach der eigenen Identität, Sinnperspektive sowie Begegnung und Gemeinschaft. Für viele trifft das alte Schema, nämlich »Ich glaube, darum gehe ich in die Kirche, darum nehme ich an der Messe teil«, nicht mehr zu, sondern ein neues Schema, nämlich »Ich frage nach dem Sinn meines Lebens, ich möchte gute Begegnungen und Befreiung erfahren; wenn ich die zufälligerweise in sakramentalen Zeichenhandlungen oder kirchlichen Ritualen erfahre, ist das wunderbar, und ich kann so zum Glauben an Gott kommen.«

Wenn wir also sagen, dass wir in der Eucharistie, wie in jedem Gottesdienst, vor dem Angesicht Gottes stehen oder dass wir in der Eucharistie sozusagen zu »Mitspielenden« Gottes werden, indem wir unser gottesdienstliches Handeln an die fundamentale Zeichenhandlung Jesu am Abend vor seinem Tod binden, dann soll man diese Erfahrung moderner Menschen mit berücksichtigen. Es stimmt ja, dass die Liturgie *par excellence* ein Ort ist, wo Dialog zwischen Ich und

Du, Gott und Mensch, Mensch und Mensch stattfinden kann, wo der »ewige Schoß des Erbarmens« sich uns zeigt und uns persönlich anredet. Aber das ist wahrscheinlich am besten in der heutigen Sprache möglich. Damit wir in den Schriftlesungen das auch an uns heute gerichtete »Wort des Herrn« erfahren können und wir im Gebet Gott als »Du« ansprechen können, brauchen wir auch die Sprache von heute. Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums hat einen wichtigen Neuanfang gemacht, indem sie die Volkssprache teilweise erlaubte. Wir stehen jedoch erst am Anfang dieses Prozesses der Rezeption der Volkssprache.<sup>5</sup>

Übrigens hat auch die zerschmetternde menschliche Erfahrung der Ohnmacht Gottes ihren berechtigten Platz. Im Gottesdienst wird oft nur von der Nähe Gottes gesprochen, aber unsere Erfahrung ist anders: Wir erleben oft Fremdheit und Gottesferne und möchten klagen. In der Eucharistiefeyer wird oft nur der Aspekt der Danksagung betont, wie es auch der Name »Eucharistie« selbst besagt, aber es gibt auch die dunklen Seiten des Lebens. In den Fürbitten dürfen wir das aussprechen. Die Beispiele des Buches Ijob, der Psalmen und des Lebens Jesu selber können uns hier weiterhelfen: Jesus lebte einerseits in einem intensiven Verhältnis mit Gott, in Gottgewissheit, andererseits fühlte er sich jedoch bei seinem Sterben von Gott total verlassen. Sowohl Weihnachten als auch Ostern setzen die Nacht voraus, bevor von Licht die Rede sein kann.

Die in der Messe verwendete Sprache soll in der biblischen Botschaft verwurzelt sein. Aber immer aktualisierend, denn Tradition und heutiges Empfinden müssen miteinander verknüpft werden. Also in einem ständigen *Aggiornamento* – ein Lieblingswort von Papst Johannes XXIII. – gedenkt die Eucharistie des Auftretens, des Todes und der Auferstehung Christi. Wie die Propheten klagt sie Unrecht und Chaos an und sie thematisiert die Erfahrung der Befreiung durch Gott aus dem Sklavenhaus, aus Armut und Hunger. Sie vermittelt die Vision von Freiheit, Essen und Unterkunft für alle, Leben in Frieden und Gesundheit, Zusammenleben in Solidarität, Versöhnung, Erbarmen und Treue, die Vision von einer neuen Welt und einem neuen Bund, eine vom Heiligen Geist inspirierte Utopie.

---

<sup>5</sup> Vgl. B. Groen, Die Volkssprache in der Liturgie: Chancen und Probleme, in: JLO 21 (2005) 105–128.

Liturgieerneuerung geht nicht ohne biblisch-theologische Erneuerung. Das im Lehrhaus gehörte Schriftwort, das im Gottesdienst gefeierte Wort sowie das in der Diakonie und Caritas gelebte Wort sind untrennbar miteinander verbunden. Wenn sie getrennt werden, läuft die Liturgie Gefahr, nur »dröhnendes Erz« zu werden (vgl. 1 Kor 13,1). Im Eucharistiegebet geht es um die »Wandlung«. Diese Wandlung ist jedoch nicht nur auf die Gaben beschränkt, sie betrifft auch uns, ja die ganze Welt. Die drei Dimensionen, nämlich die Wandlung der Gaben, unsere Wandlung sowie die Wandlung der Welt, gehören untrennbar zusammen. Kontemplation und Aktion, Mystik und soziales Handeln, Liturgie und Caritas gehören zusammen. Die Eucharistiefeier hört nicht bei der Kirchtür auf. Es gibt auch eine »Messe vor der Messe« und eine »Messe nach der Messe«.

Man könnte sich fragen, ob soziale Nöte in unseren Gottesdiensten nicht viel zu wenig zum Ausdruck kommen. Die Pfarren und die Klostergemeinschaften sind sich jedoch oft nicht einig: Was für den einen sozial ist, ist für den anderen zu politisch, was für den einen zu abgehoben ist, ist für den anderen gute klassische Liturgie. Es bleibt jedoch daran festzuhalten, dass die Sonntageucharistie, Bibel und Leben zusammengehören. Wenn Menschen an der Eucharistie teilnehmen und nicht empfinden, dass es zwischen ihrem normalen Leben, dem Gottesdienst und der biblischen Vision einer neuen Welt und eines neuen Bundes eine Verbindung gibt, dann dürfte die Sonntagsmesse allmählich unbedeutend für sie werden und sie könnten leider auch ohne sie leben. Fürbitten zum Beispiel müssen konkret sein und mit diesem Leben zu tun haben. Allgemein formulierte Fürbitten »für die Nöte der Kirche« (ohne diese konkret zu nennen) oder »für die Dritte Welt« (ohne dass klar wird, was dort los ist) können dies kaum vermitteln. Sind die Fürbitten in unseren Pfarren nicht oft von einer kaum zu überbietenden Lebensferne? Ebenso wenig dürfen sie einseitig selbstbezogen sein. Eine Fürbitte zum Beispiel, dass die Wiener Parkpolizei unseren PKW heute nicht erwischt, ist unangebracht. Man sollte die goldene Mitte finden. Übrigens ist eine letzte Bitte für das, was jede(r) von uns nur in seinem oder ihrem eigenen Herz sagen kann, sehr passend.

In seiner ersten Enzyklika, *Deus caritas est*, hat Papst Benedikt XVI. den Liebesauftrag der Kirche und das Christentum als Liebesge-

meinschaft eindringlich beschrieben. Hier finden wir viele gute Ansätze zu diesem Thema.<sup>6</sup>

Die Eucharistie muss uns berühren und in Bewegung setzen. Wichtig dafür ist übrigens, dass wir authentisch sind, wir alle, einschließlich der vorstehenden Personen in ihren Rollen. In der Eucharistiefeier sollten wir die Sprache der Visionen, Bilder und Gleichnisse erfahren, die Sprache des Betastens und der Rührung, die Sprache der Sehnsucht und des Verlangens. Diese Sprache ist performativ, das heißt: Sie bewirkt Veränderungen, eine *Katharsis* bei den Teilnehmenden. Sie trägt zum Verbundensein untereinander sowie zur Begegnung der Gemeinde mit dem Unsichtbaren bei. Sie vermag dies übrigens in allerlei Arten des Sprechens: in der Klage genauso wie im Lobpreis, im tastenden Zweifel wie im festen Wissen, flehend oder verkündigend, verzweifelt anrufend oder segnend.

Es ist richtig, dass es nicht selten an liturgischer Bildung fehlt, dass es Unwissenheit und einen Mangel an kulturellem Niveau gibt. Ausuferndes Gerede, Phrasendrescherei, Moralisieren kommen in unseren Gottesdiensten regelmäßig vor. Hier ist noch viel Bildungsarbeit zu leisten. Aber gleichzeitig muss festgestellt werden, dass in zahlreichen Pfarren begeistert Liturgie vorbereitet und gefeiert wird, dass, neben Pfarrern und Diakonen auch Pastoralassistentinnen und -assistenten sowie viele ehrenamtliche Frauen und Männer mit großem Einsatz und Zeitaufwand an Liturgiekreisen teilnehmen und besondere liturgische Aufgaben ausüben. Eine umfassende Liturgieerneuerung, wie die vom Zweiten Vatikanum veranlasste, braucht einige Generationen, um realisiert werden zu können. Die Tatsache, dass vierzig Jahre nach dem Konzil noch nicht alles gut läuft, ist kein Grund, die Notbremse zu ziehen. Nicht Ängstlichkeit und fast ausschließliche Sorge um liturgische Disziplin sind hier die Lösung, sondern weiteres Aufgeschlossen-Sein sowie gute Betreuung und Bildung. Der Großteil der Liturgieerneuerung liegt noch *vor* uns.

---

<sup>6</sup> Benedikt XVI., Gott ist die Liebe: Die Enzyklika »Deus caritas est«, Freiburg i. Br. 2006.

## LITERATUR

- BENEDIKT XVI., Gott ist die Liebe: Die Enzyklika »Deus caritas est«, Freiburg i. Br. 2006.
- BUCHER, R., Die Provokation annehmen: Welche Konsequenzen sind aus der Sinusstudie zu ziehen?, in: HerKorr 60 (2006) 450–454.
- GROEN, B., Einige Aspekte der heutigen »tätigen Teilnahme«, in: HLD 58 (2004) 288–302.
- GROEN, B., Die Volkssprache in der Liturgie: Chancen und Probleme, in: JLO 21 (2005) 105–128.
- VOYÉ, L., Le concept de participation en sociologie et les attentes à l'égard des pratiques rituelles, in: J. Lamberts (Hg.), The Active Participation Revisited. La participation active 100 ans après Pie X et 40 ans après Vatican II (TEL – Studies in Liturgy 1), Löwen 2004, 83–97.